

Rabenfeder

*La fille de joie est belle. Au coin de la rue là-bas.
Elle a une clientèle. Qui lui remplit son bas.
Quand son boulot s'achève. Elle s'en va à son tour.
Chercher un peu de rêve. Dans un bal du faubourg.*

(Edith Piaf)

Manchmal wird die Welt zum Gebet.

In den Gräben von Verdun war sie es jeden Tag geworden. Zwischen dem zerreißen den Donnern jedes Einschlags und dem hastigen Aufsetzen der Gasmasken so viele Male.

Und für Manchen, der letztlich zurückgekehrt war in die große Stadt an der Seine, wurde sie es seitdem regelmäßig.

So auch allsonntäglich für mich, wenn ich mich vor der Welt in die steinerne Obhut der Kathedrale flüchtete.

Was war aus mir geworden? Das Leben an diesem Ort, der sich nicht zwischen Weltstadt und Moloch zu entscheiden vermochte, hatte mir über die letzten Jahre hinweg an Bedeutung verloren. Überhaupt war mir die Sinnhaftigkeit allen Seins fragwürdiger geworden, hatte das Menschengeschlecht sich doch zuletzt so umfassend bemüht das eigene Leiden zu einer Art strategischer Kunst zu erheben.

Aber genug davon.

Ich für meinen Teil hatte sonntags allen Grund zu danken. Was tut man auch schon mit fünfundzwanzig Jahren, von denen man vier zwischen Sterbenden verbracht hatte?

Mein Onkel Guillaume hatte sich in diesem Jahr nach dem Krieg als gutgestellter Postbeamter erbarmt, mich mit der Auslieferung der Post am Montmartre zu betrauen – gegen ein Entgelt, welches mir zumindest den Magen füllte.

So trug ich nun Briefe, Päckchen und Karten werktäglich Treppen hinauf und hinunter, um mich allabendlich im *Angelique* eine Weile dem grünen Rausch entgegentragen zu lassen – ohne mich jedoch jemals in eine jener erbärmlichen, besinnungslos lallenden Gestalten zu verwandeln, wie sie so spät nachts verzweifelt den Weg unter irgendein Dach suchten.

Hauptsächlich tat ich derlei aus einer gewissen Lebenslangeweile heraus, die sich eingestellt hatte. Ich war abgestumpft. Was hätte diesen, meinen Geist oder geschweige denn meinen Körper noch aufregen können oder sollen?

Doch...

... da gab es etwas.

Vielleicht erzähle ich heute davon.

Und vielleicht tue ich es, um nicht immerzu die gleichen, bitteren Geschichten eines unbeweinten Soldatenlebens herunterzuleiern.

Der Name dieser Aufregung war Yvonne und einst sang sie einmal Chansons im *Angelique*. Begleitet wurde sie stets von Gilbert, einem Akkordeonisten um die achtzig, der, nahezu erblindet, dennoch die Töne auf seinem Instrument fand. Wobei seine Fingergelenke mit Sicherheit lauter quietschten als die Scharniere seines Aerophons.

Yvonne hingegen war so unbeschreiblich besonders, dass ich erst grob daraufhingewiesen werden musste, dass diese Besonderheit unweigerlich auf mich abfärbte. Denn Yvonne verschluckte mich mit Haut und Haaren, ohne, dass ich zu Beginn das Geringste davon bemerkte. Erst als Jacques und Charles, meine beiden trunksüchtigen Leidensgenossen mich rüpelhaft darauf aufmerksam machten, erkannte ich den Zauber.

Anstatt mich über die Belanglosigkeiten dieser Welt auszutauschen, ertrank ich plötzlich in einer anderen.

Yvonne war schön. Immens. Ja, zwar auch äußerlich, aber was sie eigentlich ausmachte, schien von außen so ungreifbar wie der

Abendnebel. Sie war nicht besonders groß, schlank, zierlich gar. Ihr langes Haar fiel ihr in braunen Korkenzieherlocken über den Rücken und ließ gleichzeitig eine Verwandtschaft mit den Leuten der Südküste erahnen. Und sie sang wie ein Engel. Anders war es wohl nicht zu beschreiben.

Irgendwann hörten Jacques und Charles auf, mich zu bedrängen. Vielleicht waren sie am Ende schlichtweg zu betrunken für Einwände.

Und so lauschte ich gebannt den Versen, welche mein selbst auserkorener Engel mal keck, mal sehr zurückhaltend in sein Publikum gab, wo sie jedoch nirgends auch nur auf halb so fruchtbaren Boden fielen, wie bei mir.

Spät ward die Nacht. Und als Yvonne schließlich noch summend die Bühne verließ, wusste ich nicht mehr, ob der Nebel vor meinem Gesicht von meinem Rausch oder von ihrer Stimme herrührte.

Die lange Nacht sollte sich am nächsten Morgen grausig rächen. Doch schmerzte es nicht genug, dass es mich hätte abschrecken können, der Verheißung zu folgen. Sie verhiess nämlich Yvonne zu sehen, zu hören, mit ihr im selben Raum zu verweilen.

Noch zwei Tage gastierten sie und Gilbert im *Angelique* und an beiden Abenden gaben sie je eine Vorstellung – bittersüße, reißend schöne Verse, hineingesungen in den Pöbel, der ihr bisweilen nicht einmal Aufmerksamkeit schenkte, sondern es als willkommene Hintergrundkulisse für das abendliche Kartenspiel begrüßte.

Wie sie den meisten Leuten so egal sein konnte, war mir schleierhaft. Jacques und Charles jedoch gaben es schnell auf, mir einige Worte zur Saint Germain oder anderen schattenhaften Weltlichkeiten dieser Tage abringen zu wollen.

Und da... da trafen ihre kastanienfarbenden Augen die meinen. Unsere Blicke wurde für den Bruchteil einer Sekunde eins, und mich durchfuhr es bis ins Mark.

Liebe.

Das musste die Liebe sein. Das letzte der großen Geheimnisse, welche das Leben bisher vor mir verborgen gehalten hatte. Die wahre Liebe, das Zusammenschlagen der Wasser des Lebens über dem Selbst. Himmel! Was waren diese Empfindungen doch anders als die leeren Versprechungen der leichten Mädchen in den Dörfern gen Osten.

Das musste sie sein – also gab es doch noch Aufgeregtheit, doch noch Zittern in dieser Welt.

Selbst für jemanden wie mich.

Am nächsten Tag begann ich, Briefe falsch einzusortieren, denn die Welt zog Schlieren der Müdigkeit vor meinen Blicken. Doch wo sollte ich auch hin vor meinem eigenen Geist?

Ich musste zurück ins *Angelique*!

So bat ich um Einlass. Mitten am Tage, in meiner Postmannuniform. Übermüdet, unrasiert, unkontrollierbar. Ich musste sie einfach sehen. Koste es mein Leben – oder was ich dafür hielt!

Es war ihr letzter Tag in der Stadt und ich bestach den unausgeschlafenen Wirt des *Angelique*, Yvonne aufsuchen zu dürfen.

„So nicht, Bursche!“ versuchte dieser mit einem bärbeißigen Gesicht und einer roten Knollnase gesegnete Schenk mir meine Träume zu verbauen.

Also legte ich etwas drauf.

„Hm, also gut. Aber *ich* werde sie holen. Den Teufel wirst du tun, meine Gäste in ihren Gemächern zu belästigen. Das ist nicht gut für's Geschäft“

So wartete ich gebannt zwischen all den unbelebten Tischen und hochgestellten Stühlen.

Und tatsächlich. Da kam sie. Gehüllt in ein schlichtes Kleid, beinahe etwas zu kühl für einen September wie diesen.

Und sie erkannte mich! Welch Hoch meiner Gefühle – zu hoch, als dass ich es besingen könnte.

„Du bist derjenige, der mir zuhört“, stellte sie zur Begrüßung mit ihrer gehauchten Stimme fest. Ehrlich war sie, das hörte ich gewiss heraus. Und wohl ein wenig überrascht.

„Ich I...“, doch bevor ich es ausgesprochen hatte, legte sich ihr himmlisch sanfter Finger auf meinen Mund und verbat jedes Wort. Und ich merkte, dass ich tun würde, was sie verlangte. Was es auch war.

„Kannst du es denn?“ fragte sie mich.

Und ich wusste, wie tief diese Frage ging.

Also war ich ehrlich – so ehrlich es nun einmal ging.

„Das Leben kann eine Hölle sein“, gestand ich, wohlwissend, was ich sprach. „Und doch erkenne ich ein Stück des Himmels, wenn ich es sehe. Sei mein Stück des Himmels, Yvonne!“

Und da lächelte sie und es zerriss mir das Herz. Denn so wohlgemeint und gefällig dieses Lächeln war, so verhiß es doch die Gewissheit einer Endlichkeit. Zuende bevor es begonnen hatte.

„Dann nur für eine Nacht“, brachte ich verzweifelt über meine Lippen.

Da bedachte sie mich mit einem Blick, in dessen Strom ich niemals aufhören könnte zu ertrinken. Mein Leben lang.

„Triff mich an der Rue Tardieu, heute nacht!“ wisperte sie, dann drehte sie sich um und ließ mich stehen, mit einem Wunsch im Herzen und einem Gebet auf den Lippen.

Ihr Auftritt an diesem Abend war der Höhepunkt. Das merkte auch endlich, endlich der Rest des trinkenden Volkes im *Angelique*.

Und sicherlich tat auch Yvonne's Äußeres etwas dazu bei dieses Mal. Ein bodenlanges, schwarzes Kleid schmückte ihren Körper. Es glänzte und schillerte, als sei es aus Rabenfedern gemacht.

So sang sie, meine Yvonne, und bestürmte die Gemüter all jener, die ihrer Stimme gewahr wurden.

Und als sie schließlich die Bühne verließ, machte auch ich mich davon, in Erwartung dessen, was auch immer mich unweit der Basilika erwarten mochte.

Mein Kopf malte sich dort vieles aus, auf meinem Weg durch die nächtlichen, nur von tanzenden Gaslichtern erhellten Gassen der Stadt. Doch nichts war unter meinen kühnsten Träumen, dass dem, was ich erleben sollte, auch nur nahegekommen wäre.

Unter den Platanen schließlich sah ich sie, wie sie allein in ihrem Rabenfederkleid im Schatten stand und mich erwartete. Sie hatte ein Licht gebracht – eine kleine Laterne, unscheinbar und etwas bläulich schimmernd in der Nacht.

„Yvonne“, stürmte ich auf sie zu, doch wieder nur hielt sie mich an, nur mit ihrem Zeigefinger auf meinen Lippen.

„Warum wird es nichts mit uns?“ flüsterte ich traurig in das Gesicht des wunderhübschen Mädchens.

„Ich habe gestohlen“, antwortete sie bloß.

„Gestohlen?“

„Und nun fliehe ich. Vielleicht bis ans Ende aller Zeiten...“

Aber was konnte jemand wie Yvonne schon gestohlen haben, das sich nicht mit einigen Franc wieder ins Lot hätte bringen können? Ein Verdacht drängte sich mir auf

„Hast du ein Herz gestohlen?“

Sie senkte nur den Blick und schüttelte den Kopf.

Kein Herz also, vielleicht etwas schlimmeres?

„Ein Leben?“

Wieder nur schüttelte sie den Kopf.

Ich war verzweifelt.

„So sag doch nur, was es ist, Yvonne.“

Da sprach sie. Leise aber deutlich.

„Ich habe ein Geheimnis gestohlen“, gestand sie mir. „Das Geheimnis des Lebens“

Ich verstand sie nicht.

„Und... wer sucht nun nach dir?“ erfragte ich verwirrt.

„Eine ganze, gläubige Welt.“

Wie tragisch das alles klang. Und doch sollte ich erst zum Schluss verstehen.

„Kannst du denn gar nichts dagegen tun?“

„Doch, ich kann.“

„Ja?“ hakte ich nach, einen letzten Hoffnungsschimmer witternd.

„Ich gebe das Geheimnis weiter...“

Und damit hob sie die Arme und ein Windstoß erfasste die Rabenfedern ihres Kleides, welche begannen, wie ein Sturm um uns beide zu wirbeln.

Doch auch, als sie nackt mit mir im Auge des Rabenfedersturmes stand, begriff ich noch nicht alles.

Im Gegenteil, ich starrte sie bloß aus verliebt, verträumten Augen an, nach Verstand ringend. Versuchend zu begreifen, was ich sah.

Ihr Körper war makellos.

Ja, so makellos, dass sie sogar weder Brustwarzen noch Bauchnabel besaß. Keine Verheißung auf neues oder vorrausgegangenes Leben... nichts.

Stattdessen schienen die Rabenfedern aus ihrem Rücken zu fließen und sich immer schneller um uns zu drehen.

„Begreifst du jetzt?“ fragte sie in unseren Sturm hinein und ich log, indem ich nickte. Erkannt hatte ich nur eine Wahrheit: Wir konnten nicht zusammen sein. Hier geschah etwas höheres. Was genau, das war ich außer Stande zu erfassen. Zumindest für diesen Augenblick.

„Hier ist ein Leben“, sagte sie schließlich und legte sachte eine der Federn in meine Hände.

Dann verstummte der Sturm und das Kleid aus Federn wurde wieder ein Kleid.

„Vielleicht sehe ich dich einst wieder“, streiften ihre Worte mich, abseits des Kusses, den sie mir niemals gegeben hatte.

Dann erlosch ihre Laterne und die Schatten der Platanen verschluckten sie...

Sie war verschwunden.

So stand ich dort, nicht wissend um den Teil des Geschenkes, welches sie mir gemacht hatte.

Oder doch?

Das Leben, hatte sie gesagt. Vielleicht war das Leben selbst das Geheimnis. Oder was man damit tat.

Ich rannte los.

Das Leben. Ein Leben, vielleicht sogar eine Liebe zu finden galt es nun.

Und während ich lief, erfasste eine Böe meine Feder, ohne, dass ich es merkte.

Sie wirbelte hoch und höher durch die Luft, besah sich ganz Paris, ja eine ganze Welt von oben.

Schließlich blieb sie liegen, unberührt von jedem Wind, auf der Fensterbank einer Dachgeschosswohnung.

Hier am Montmartre.